



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Kampf.

Kampf ist überall, ohne Kampf kein Leben; und wollen wir weiter leben, so müssen wir auch auf weitere Kämpfe gefaßt sein. Bismarck.

Verschollen.

(Fortsetzung.)

Roman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

Die Geschwister blieben unweit der Schwelle stehen und warfen zunächst einen Rundblick durch den Raum. Dort an dem Schreibtisch, der an dem einen Fenster stand, hatte Egon wohl seine Karten und Briefe an Mutter und Schwester geschrieben. Auf die Chaiselongue mochte er, müde vom Dienst, sich oft zur kurzen Rast niedergestreckt haben. Ihre von den Erinnerungen

angeregte Phantasie spiegelte ihnen das Bild des Verschollenen vor — sie glaubten, ihn zu sehen und sie meinten ihn zu hören.

Ihre Empfindungen überwältigten sie; dem jungen Mädchen

drängten sich Tränen in die Augen und Günther räusperte sich, da er ein Würgen in der Kehle verspürte. Fräulein Kalthausen mochte die Gefühle der beiden Deutschen verstehen. Sie trat an die Fenster, zog die Stores zurück, um das Licht hereinströmen zu lassen und machte sich sonst zu schaffen, um den Gästen Zeit zu lassen, ihre Ergriffenheit zu bemeistern. Zuletzt öffnete sie die in das Schlafzimmer führende Tür und schritt über die Schwelle, indem sie sagte: „Das war das Schlafzimmer des Herrn Leutnant de Wallberg.“

Flora und Günther folgten ihr. Es war ein kleiner, einfenstriger Raum mit einem Bett und moderner, freundlicher Schlafzimmereinrichtung. Die beiden Deutschen ließen auf jeden Gegenstand ihre wehmütigen Blicke ruhen.

„Vermutlich hat mein Bruder nichts zurückgelassen,“ er-

kündigte sich Günther, „was an seine Gegenwart erinnerte?“ — „Meines Wissens nicht,“ erwiderte die Gesellschafterin, „die Leute hätten es ja sonst wohl gemeldet.“

„Ganz recht.“

Er wandte sich in das andere Zimmer zurück. „Es bleibt uns nur noch übrig, Ihnen und dem Herrn Oberst zu danken und für die Störung um Verzeihung zu bitten.“

„O bitte sehr! Ich bedaure nur, daß ich Sie leider so wenig bei Ihren Nachforschungen unterstützen konnte.“ Ihre Augen ruhten wieder mit einem ungeheuchelten Ausdruck aufrichtiger Teilnahme auf den Geschwistern. „Aber vielleicht brauchen Sie noch nicht alle Hoff-

nung aufzugeben. Vielleicht kehrt Ihr Herr Bruder eines Tages wieder wohl und munter aus der Gefangenschaft zurück.“

Ein forschender Blick glitt aus ihren Augen zu den Deutschen hinüber. Doch Günther von Wallberg verneinte

mit einer resignierenden Gebärde. „Darauf ist wohl nicht mehr zu hoffen.“

Sie schritten wieder den Korridor zurück. Weder Günther noch Flora hatten die Bitte gewagt, noch mit Fräulein de Aulaire ein paar Worte wechseln zu dürfen, obgleich sie ungern von Schloß Rémy geschieden wären, ohne die Tochter des Schloßherrn gesehen zu haben. Jetzt kam ihnen der Zufall zu Hilfe. Während sie die Treppe hinabstiegen, öffnete sich



Die neuerrichtete Militärbadeanstalt in Rethel.

unter eine Tür und leichte Schritte kamen ihnen entgegengehuscht. Am Fuß der Treppe trafen sie mit einer jungen Dame von etwa zweiundzwanzig Jahren zusammen. Es war eine mittelgroße, schlanke, zierliche Gestalt. Zerschrockene braune Augen sahen die Fremden mit scheuem Interesse an. Sie schien mit einem grüßenden Neigen des Kopfes vorüberzueilen zu wollen, doch Mademoiselle Kalthausen hielt sie mit dem Rufe: „Ma chère Marion!“ an und winkte sie heran.

Sie war sichtlich befangen und purpurne Blut schlug in dem fein gezeichneten Gesicht mit den großen braunen Augen



Admiral Anton Haus,
der österreichische Marine-Kommandant.

auf, während sie sich näherte. Als die Gesellschafterin sie vorstellte und Marion de St. Aulaire für einen Moment in Günthers Antlitz blickte, flog ein Ausdruck der Ueberraschung über ihre Züge, denen eine tiefe Verwirrung folgte. Während Flora und Günther ein paar Worte des Dankes sagten für die gastliche Aufnahme, die ihr Bruder einst im Schlosse St. Rémy gefunden, stand sie mit gesenktem Haupte und erwiderte mit ein paar unzusammenhängenden, leisen Worten. Sie schien eine sehr sensitive, nervöse Natur, denn sie wechselte ein paar-

mal hintereinander die Farbe; ihre Augen flirrten ruhelos und ihre Blicke huschten zwischen den Geschwistern und den Türen, die auf den Korridor mündeten, hin und her.

Mademoiselle Kalthausen strich ihr beruhigend mit einer mütterlich liebevollen Art über das glühende Gesicht, während Günther und Flora sie aufmerksam beobachteten und ihre ganze Erscheinung mit interessierten Blicken in sich aufnahmen.

Die Gesellschafterin lud ein, in den Salon zu ebener Erde zurückzukehren, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde und der Schlossherr erschien. Als er seine Tochter im Gespräch mit den Fremden erblickte, zog er seine Stirn in Falten, forderte dann aber mit seiner kühlen Höflichkeit auf, im Salon Platz zu nehmen. Mademoiselle Kalthausen bot eine Erfrischung an, Flora und Günther lehnten aber ab, denn die steife, förmliche Haltung des Herrn de St. Aulaire konnte nicht ermuntern, seine Gastfreundschaft länger als unbedingt nötig anzunehmen.

Als die Kalesche aus dem Schloßhof hinaus auf die Landstraße gerattert war, tauschten die Geschwister in lebhafter Aussprache ihre Ansichten.

„Hast Du ihr Haar betrachtet?“ fragte Flora.

„Wessen Haar?“
„Nun, natürlich das des Fräuleins de St. Aulaire.“ Sie zog mit einer lebhaften Bewegung ihr Portemonnaie, in dem sie die von Louise Bonnetain gebrachte Haarlocke aufbewahrte, und betrachtete angelegentlich die Haarfarbe. „Meinst Du nicht auch,“ fragte sie ihren Bruder, „daß Fräulein de St. Aulaire dunkleres Haar hat?“

Günther zuckte lächelnd mit den Achseln.
„Ich muß Dir offen gestehen, daß ich daran gar nicht gedacht habe, und ich kann nicht einmal sagen, ob das Haar des Schloßfräuleins dunkelblond, braun oder schwarz ist. Aber auch

obnedies meine ich, kann Fräulein de St. Aulaire gar nicht in Betracht kommen. Sie machte nicht den Eindruck, als ob sie innerhalb vierzehn Tagen zu irgend jemand, noch dazu zu einem Prussien, eine leidenschaftliche Liebe fassen könnte.“

Flora von Wallberg sah gedankenvoll und träumerisch in die Landschaft.

„Ich weiß doch nicht —“ sagte sie sinnend. „Ich finde, der Ausdruck ihrer Augen läßt auf ein leidenschaftliches Temperament schließen.“

Günther lachte.

„Na höre mal! Davon habe ich nichts bemerkt. Mir scheint sie ganz im Gegenteil: schüchtern, ängstlich, befangen. Hast Du denn nicht gesehen, daß sie sich fast linksch benahm und jedenfalls wenig Übung und Gewandtheit im gesellschaftlichen Verkehr besitzt? Es schien lediglich die weibliche Reugier, die sie auf den Korridor getrieben hatte.“

Flora ließ ihren Blick immer noch nachdenklich über die grünen Felder und den Wald hinschweifen, der sich unmittelbar an den Schloßpark anzuschließen schien.

„Sie scheint allerdings eine schöne, stille Natur,“ versetzte sie ernst, „aber das schließt doch nicht aus, daß sie Tiefe und Leidenschaft besitzt.“

Günther bewegte lächelnd sein Haupt.

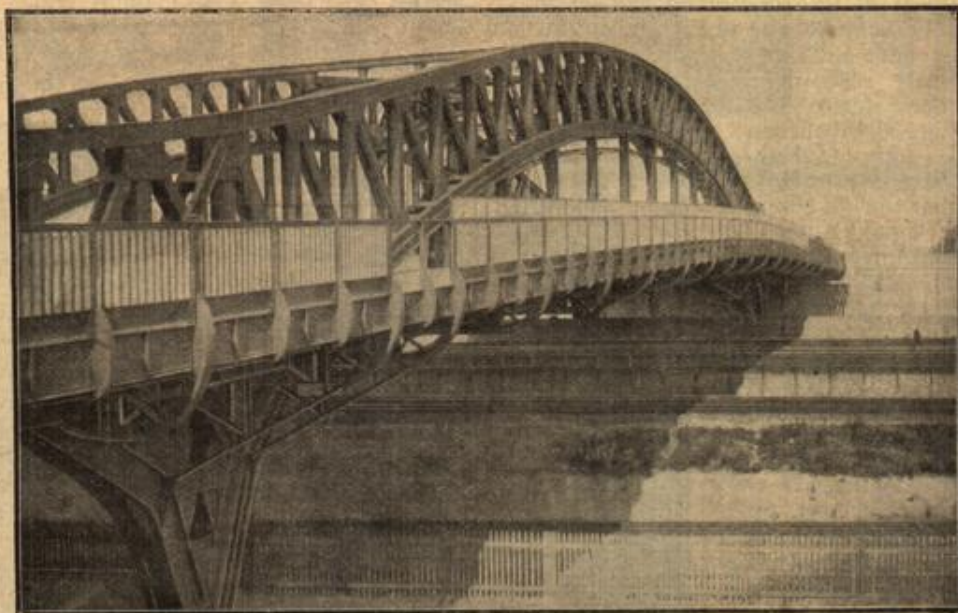
„Was solch ein phantasievoller Mädchenkopf doch gleich für kühne Schlüsse zieht! Du meinst also allen Ernstes, daß Fräulein de St. Aulaire das Objekt der glühenden Verse Egons sein könnte?“

„Nein, das will ich nicht gesagt haben. Im Gegenteil! Ich bemerkte Dir ja schon, daß mir die Haarlocke wesentlich heller erscheint als das Haar des Schloßfräuleins. Aber was sagst Du zu der Gesellschafterin? War sie nicht merkwürdig?“

„Ja, allerdings!“ Der Sprechende wandte sich lebhaft zu seiner Schwester hin. „Sie war sehr liebenswürdig, im Gegensatz zur sonstigen kühlen Atmosphäre des Schlosses sogar auffallend herzlich. Sie scheint eine warmblütige Natur, wie man es bei ledigen Damen in ihrem Alter selten findet.“

„Ihr liebenswürdiges, teilnehmendes Verhalten mag wohl eine Wirkung der Sympathie gewesen sein, die ihr Egon eingestößt zu haben scheint.“

Man war etwa eine Viertelstunde gefahren, als plötzlich ein Zwischenfall der Fahrt ein unvorhergesehenes Ziel setzte. Das linke Hinterrad glitt von dem in ziemlich schnellem Tempo dahinrollenden Wagen ab, die Kalesche kippte um und Flora,



Kriegsbauten in Berlin.

Der Bau der großen Bornholmer Brücke ist jetzt im Ganzen vollendet. Als Eisenträger für die nahezu 100 m weite Hauptöffnung dient ein parabolischer Bogenträger. Die Brücke überspannt das breite Bahnbett der Stettiner und Nordbahn.

die auf der linken Seite gefessen hatte, schlug heftig mit dem Kopf auf den Erdboden auf.

Günther, der auf Floras Oberkörper zu liegen kam, war mit dem Schrecken und einigen Schrammen davongekommen. Er sprang sogleich auf seine Füße und beugte sich besorgt über seine Schwester. Sie lag mit geschlossenen Augen, bleich, regungslos da. Entsetzt rief er sie bei ihrem Namen. Ver-

gebens! Sie schien völlig bewußtlos. Er kniete neben ihr nieder, drängte seine Brust gegen ihre und schmerzliche Erregung mit aller Anstrengung zurück und legte sein Ohr auf ihre linke Brustseite. Gottlob, ihr Herz schlug und jetzt vernahm er auch, daß ihr Atem ging, wenn auch schwer und unregelmäßig. Hoffentlich war es nur eine momentane Betäubung, die ihr das Bewußtsein geraubt hatte.

Er richtete sich auf und sah sich nach dem Gefährt um. Der Kutscher hatte sich mit instinktivem Griff an den Seitenlehnen des Wagens angeklammert und war dann hinuntergesprungen. Zum Glück war das Pferd stehen geblieben. Jetzt stand der Kutscher schimpfend und fluchend am Wagen und besah den Schaden. Der Splint am linken Hinterrad, der die Schraubenmutter festhielt, fehlte. Der Kutscher schüttelte mit dem Kopf. Er wußte genau, daß der Splint bei der Abfahrt von Chaulnes festgefahren hatte. Da mußte ihm jemand in St. Rémy einen Schabernack gespielt haben.

„Wenn das nur nicht der heimtückische Kerl, der Charles gewesen ist!“ schalt er und im Stillen erinnerte er sich, was für häßliche Schimpfworte der Reitknecht gegen die Fremden ausgestoßen und daß er ihm seine Verachtung gezeigt hatte, weil er die „Brüssiers“ gefahren habe.

Günther hörte nur mit halbem Ohr hin. Sein Blick suchte Verstand. Flora hing noch immer wie bewußtlos in seinen Armen. Doch niemand war auf der Chaussee zu erblicken. Was tun? Der Verletzte mußte so bald als möglich Hilfe gebracht werden. Er faßte seinen Entschluß.

„Reiten Sie so schnell als möglich nach Chaulnes!“ gebot er dem Kutscher, „und schicken Sie einen Arzt. Ich werde meine Schwester nach Schloß St. Rémy zurückbringen.“

Das schien ihm das Zweckmäßigste; auch der Kutscher hatte nichts gegen die Anordnung des Deutschen einzuwenden. Er schirrte sein Pferd in aller Eile vom Wagen und schwang sich hinauf, um in schnellstem Tempo nach Chaulnes zu reiten. Günther umfing entschlossen die Bewußtlose mit beiden Armen und begann den Rückweg nach Schloß St. Rémy anzutreten. Der Marsch war mehr als beschwerlich; häufig blieb er stehen, um nach Atem zu ringen und, sich gegen einen Baum lehrend, die ermatteten Glieder ein wenig zu ruhen. Dabei beugte er sich jedes Mal angstvoll zu der Schwester hinab, um forschend in das bleiche, stille Antlitz zu schauen, über das von Zeit zu Zeit ein schmerzliches Zucken lief und dessen Lippen sich ab und zu ein Stöhnen und Aechzen entrang. So mochte er sich ungefähr eine Viertelstunde schwerfällig, mühsam vorwärts gekämpft haben; seine Brust feuchte, der Schweiß rann ihm stromweise vom erhitzten Gesicht; die Kniee zitterten ihm und schauernd fühlte er, daß er am Ende seiner Kraft angelangt war. Dazu noch immer kein Lebenszeichen, das das wiederkehrende Bewußtsein der Ohnmächtigen verkündet hätte! Auch der Gedanke, die Gastfreundschaft des kühn-höflichen Schloßherrn von St. Rémy in Anspruch nehmen zu müssen, steigerte sein Unbehagen und seine verzweifelte Stimmung. Da vernahm sein aufhorchendes Ohr nahendes Wagengerassel. Er blieb stehen und stützte sich gegen einen Baumstamm am Rande des Weges. Als der Wagen — es war eine offene, elegante Halbchaise — herangekommen war, hob er flehend sein Gesicht und zugleich rief er so laut er vermochte dem allein im Fond sitzenden Herrn zu: „Monsieur! Ich bitte —!“

Und als der Kutscher auf einen Wink seines Herrn angehalten hatte, fügte Günther mit fast vor Anstrengung und Aufregung versagender Stimme hinzu: „Ich bitte um Hilfe für eine verunglückte Dame.“

Der Herr sprang leichtfüßig aus dem Wagen und schritt dem langsam Herankommenden entgegen. Günther verständigte den Herrn mit wenigen Worten. Als er dabei erwähnte, daß sie auf dem Wege von Schloß St. Rémy nach Chaulnes gewesen, lief ein Ausdruck der Ueberraschung über das Gesicht des Fremden und die Mienen, die noch eben Bedauern und Teilnahme ausgedrückt hatten, wurden kühl und frostig.

„Sie sind Monsieur de Wallberg?“ fragte er.

Günther bejahte verwundert. Da nannte der Herr seinen Namen: „Gaston de St. Aulaire.“

„Ah!“

Der Deutsche warf einen bang forschenden Blick auf den vor ihm Stehenden. Es war ein junger Mann von ungefähr 28 Jahren. Sein Antlitz zeigte die charakteristischen scharf geschnittenen Züge des Schloßherrn von St. Rémy, die von einem Paar dunkler, blühender Augen noch belebt wurden.

Die beiden jungen Männer, der Franzose und der Deutsche, die sich beide vor nicht langer Zeit vielleicht in demselben Gefechte, mit der Waffe in der Hand gegenübergestanden, sahen einander in die Augen, der eine bittend, hilfsehend, der

andere finster, fast feindselig. Gaston de St. Aulaire war zu einem ihm befreundeten Besitzer in der Umgegend gefahren, um den beiden deutschen Besuchern aus dem Wege zu gehen und nun mußte er ihnen doch unerwartet, unerwünscht begegnen. Ein heftiger Kampf schien sich in seinem Innern abzuspielen.

„Eh bien!“ sagte er endlich kurz und deutete einladend nach seinem Wagen.

Günther atmete auf, stieß ein eben so kurzes: „Merci bien!“ hervor und schritt auf die Halbchaise zu. Hier gab es ein Hindernis. Unmöglich war es, mit der schweren Last auf den Armen, den Wagen zu besteigen. Wartend stand er da, sich nach dem ihm auf dem Fuße Folgenden umsehend, ohne den Mut zu finden, ihn um Beistand zu bitten.

Der junge Franzose stieß hörbar den Atem aus; seine Augenbrauen zogen sich noch finsterner zusammen; eine Röte schoß ihm ins Gesicht, dann trat er, seine Arme ausbreitend, dicht an den Deutschen heran und sagte mit rauher, fast befehlender Stimme: „Geben Sie!“

Günther ließ seine Schwester vorsichtig in die Arme des anderen gleiten, sprang in den Wagen und beugte sich darauf hinaus, um die noch immer Bewußtlose zu umfassen. Inzwischen hatte der Franzose einen unwillkürlichen Blick auf die in seinen Armen Ruhende geworfen. Der Anblick der lieblichen, bleichen, von starkem Blondhaar eingerahmten Züge schien nicht ganz ohne Wirkung geblieben zu sein, denn seine Mienen hatten nicht mehr den kühlen, ablehnenden Ausdruck. Behutsam reichte er die hilflose Würde dem Zugreifenden hin auf; ja, er verstieg sich sogar zu einem warnenden: „Vorsichtig!“

Günther setzte sich und nahm die Schwester in wagerechter Lage, so gut es ging, auf seinen Schoß. Gaston de St. Aulaire hatte die Rücksicht, für die Ohnmachtige so viel Platz wie nur möglich zu schaffen, indem er sich möglichst dicht an die andere Ecke schmiegte. Darauf befahl er, langsam zu fahren.

Der Gesprächsstoff zwischen den beiden jungen Männern, die auf so ungewöhnliche Weise Bekanntschaft gemacht hatten und sich nun plötzlich gezwungenermaßen Schulter an Schulter befanden, ergab sich von selbst. Der Unfall und der Zustand der Verletzten veranlaßte den Franzosen zu einigen Fragen. Hinsichtlich der Art der Verletzung seiner Schwester war Günther ja selbst noch völlig im Unklaren. Da sie noch immer nicht aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht war, mußte befürchtet werden, daß es sich nicht um eine vorübergehende, von dem Schrecken erzeugte Betäubung handelte, sondern, daß wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung vorlag. Ob nicht daneben noch eine ernstere Beschädigung der Gliedmaßen, oder gar eines Organes stattgefunden hatte, konnte ja erst durch die ärztliche Untersuchung festgestellt werden.

Im Schloßhof angekommen, mußte Günther abermals die Unterstützung des Franzosen in Anspruch nehmen. Während er, seine Schwester in den Armen, aus dem Wagen stieg, stützte ihn Gaston de St. Aulaire, damit er nicht strauchelte. Dann eilte der Franzose voraus, um die Geschwister anzumelden. Günther hatte eben den Hausflur erreicht, als ihm Mademoiselle Kalthausen entgegen kam. Ihre Mienen spiegelten ein ungebeugtes Mitgefühl und während sie die bleiche, bewußtlos in den Armen ihres Bruders Ruhende betrachtete, rief sie ein über das andere Mal ein mitleidiges: „Pauvre enfant! Pauvre enfant!“

Sie geleitete die Deutschen sogleich in das obere Stockwerk, öffnete die Tür zu dem Zimmer, das einst Oberst von Düringsfeld bewohnt hatte, und hieß Günther, die Ohnmachtige einstweilen auf den Divan im Salon niederzulegen. Dann ließ sie nebenan im Schlafzimmer in aller Eile das Bett frisch beziehen und entkleidete die Verunglückte mit Hilfe eines Hausmädchens und brachte sie ins Bett. Die Kranke öffnete dabei die Augen, sah sich verständnislos mit wirren Blicken um und fiel wieder in die frühere Bewußtlosigkeit zurück. Nach einer Weile stellte sich Erbrechen ein, was wohl als ein Beweis dafür zu betrachten war, daß sie bei dem Unfall eine Gehirnerschütterung erlitten hatte.

Mademoiselle Kalthausen erwies sich als eine eben so warmherzige, wie praktische, hilfreiche Samariterin. Sie sandte sogleich das Mädchen mit dem Auftrage fort, Eis zu beschaffen, das zum Glück in dem am Ende des Schloßhofes eingerichteten Eiskeller vorhanden war. Als die Kranke wieder einmal die Augen öffnete und einen Schmerzenslaut hören ließ, beugte sich die Pflegerin teilnahmsvoll zu ihr hinab und indem sie zum ersten Mal im Verkehr mit den Geschwistern deren Muttersprache gebrauchte, fragte sie in gutem Deutsch, mit elsässischer Aussprache, wo es dem Fräulein weh tue.

(Fortsetzung folgt.)

Nun liegt die Schweiz da wie eine Insel. Nicht die Insel im friedlichen See, an deren Strand die fröhlichen Lustfahne und die schweren Lastboote anlegen. Sie liegt da wie ein Eiland inmitten des brandenden Meeres. Kein Boot verläßt mehr, keins besucht mehr den Hafen. Und an den Gestaden stehen die Männer in Wehr und Waffen und türmen die Dämme auf, um den Anprall der Wogen zu begegnen.

Längs der zackigen Grenze stehen sie da, sie, die gestern noch kaum die Grenze verspürte. Raube, junge Burschen, an See und Fluß und Berg. Bis in die Wälder hinein ragt ihre sorgsame Wacht. Gewehr bei Fuß spähen sie hinüber in die kriegerischen Lande. Und lauschen auf den dumpf rollenden Donner der Kanonen, der von weit drüben herüberhallt, derweil die Mütter und Weiber beten, Gott möge den furchtbaren Schall fernhalten von den eigenen Heimstätten. —

Dann und wann dringt in die Abgeschiedenheit der waffenstarrenden Neutralität der Schatten des Krieges.

Nachts fährt ein Zug aus Frankreich durch die stillen Schweizerbahnhöfe. An den hellen Fenstern lehnen die deutschen Sanitätsoffiziere. Sie kehren aus Frankreich zurück, und in ihren ernsten Augen liegt, dem Fremden fast sichtbar, all das Große und Furchtbare, das sie gesehen.

Einige Wissende haben sich am Bahnhofe eingefunden. Und hinter der Abperrung lugen sie neugierig, unwillkürlich erschauernd hinüber zum Bahnsteig, an dem der Zug steht mit den Männern aus dem Kriege. Den deutschen Männern, die auf dem Schlachtfelde wandelten, inmitten der Toten.

Und durch die Schauenden geht ein Raunen und Flüstern. Und in ihre gemächlichen Vorstellungen aus Zeitungen und illustrierten Festen schleicht sich das lebendige Bild hinein. Und sie ahnen leise, was der Krieg ist. —

Ich stehe droben auf dem Schänzli in Bern. Drüben leuchtet die Unberührtheit des Eiger, des Mönch, der schneeigen Jungfrau. Und unten grünt die leichte Schlangelinie der Aare.

In der Luft zittert göttliche Ruhe und Heiterkeit.

Da schreitet an mir langsam eine schwarzgekleidete Frau vorüber. Ihr Angesicht ist erstarrt in steinernem Schmerz. Ihr Ausdruck wandelt die ganze Natur.

Und man erzählt mir:

Diese Frau ist Schweizerin. Sie hatte vier Söhne. Zwei aus erster Ehe mit einem Franzosen. Zwei aus zweiter Ehe mit einem Deutschen. Aber ihre Mutterliebe war neutral wie ihre Heimat. Nun sind alle vier Söhne im Kriege gefallen. Die einen in deutschem Feldgrau. Die anderen in den roten Hosen. Und die Leute murmeln, sie wären alle in derselben Schlacht gefallen, die einen gegen die anderen.

Die alte Frau geht langsam an der Balustrade dahin, in dem Frieden der schweizerischen Erde. —

Vor dem Zeitungskiosk, am Bahnhofsplatz, durchfliege ich schnell die eben gekaufte deutsche Zeitung.

„Haben wir gesiegt?“ berlinert es hinter mir.

Der Fragende ist ein Schweizer Soldat. Und im singenden Hamburger Ton wiederholt sein Kamerad, auch in der eidgenössischen Uniform, die Frage.

Und sie sind außer sich vor Freude, als ich ihnen bestätigen kann, daß „wir“, die Deutschen, gesiegt haben.

Und sie erklärten mir: „Vater war Schweizer. Wir aber sind aus Berlin und Hamburg gebürtig. Wir tun hier streng unsere schweizerische Pflicht. Aber wir müssen doch wissen, ob wir gesiegt haben!“

Ein Offizier der französischen Schweiz kommt vorbei. Militärisch grüßen sie.

Dann aber murmeln sie: „Ach, wer doch mitkönnte, drüben!“

Und dann gehen sie, stramm, wie deutsche Soldaten, zurück an ihre Grenzbeobachtung, aber hoch erfreut, daß „sie“, daß wir gesiegt haben! —

Im Kaffeehaus in Bern.

Die Kellnerin läuft hin und her. „Frankfurter Zeitung!“ — „Neue Freie Presse!“ — „Matin!“ — „Daily Mail!“ — „Reich!“ — Und sie verteilt die großen, rauschenden Papier-

bogen, diese Fahnen der Völker. Und bei jedem Zeitungstitel, den sie mit gleichgültiger Stimme ausruft, horchen wir auf. Und mustern neugierig mißtrauisch den Gast, dessen Volkzugehörigkeit die Wahl des Zeitungsblattes enthüllt.

Ein jeder versenken wir uns in unser Heimatspapier. Schlürfen unseren Kaffee. Und sitzen da auf das friedlichste unter den gedämpften Lampen. Der Wirt, ein Wiener, durchschreitet höflich das Lokal. Er grüßt einen Russen, der korrekt dankt. Er fragt den Engländer, ob er noch etwas wünsche. Und er stellt dem Franzosen Bündhölzer hin und reicht ihm Feuer. Wir, dem Deutschen, wird ein besonders freundlicher Gruß.

Von den oberen Räumen schwingt sich ein schwermütiger Walzer hernieder. Denn Vaterlandslieder summen hier nur unhörbar in der Seele. Wir sitzen da alle friedlich unter den gedämpften Klängen. Es ist der schönste Friede.

Wir lesen, schlürfen und schweigen. Aber ab und zu werfen wir feindliche Blicke aufeinander.

Das Fieber des Krieges brennt in unserem Blut.

Ein Zeitungsverkäufer tritt ein. „Extrablatt! — Extrablatt!“

Mit der gleichen Hast, aus derselben durch lange Unruhe gesteigerten Erregung heraus, strecken wir alle die Hände aus. Und hüllen uns nun ein jeder in die Taten und Hoffnungen unseres Vaterlandes.

Das kurze Blatt ist gelesen. Eine jede Zeitung haben wir bereits dreimal auswendig gelernt. Nun hocken wir da, ein jeder tief einsam, ein jeder getrennt durch ein Meer von dem Nachbar am Nebentische, und fressen die große Rangelweile und die schwere Ungeduld in uns hinein. Und warten auf Siege. Und denken der Heimat. Und schicken die Träume hinaus auf die wilden, dampfenden Felder.

Allmählich flattert ein Wort uns andere von Tisch zu Tisch. Die unvermeidlichen Worte der Höflichkeit. „Gestatten Sie, bitte?“ — „Darf ich diese Zeitung nehmen?“ und dergleichen dumme, bedeutungslose Worte mehr.

Aber diese Worte sind geladen mit den schwersten und dumpfsten Gefühlen. Sie sind eingewickelt in hundert Gedanken. Die ganze Atmosphäre des Krieges lastet auf ihnen. Es sind Worte ohne Inhalt und ohne großen Sinn. Aber sie gehen von Volk zu Volk. Der Deutsche sagt sie dem Engländer. Der Russe dem Oesterreicher. Und sie werden mit einer übertriebenen Höflichkeit gesagt. Und allein aus dieser geschliffenen, schwer betonten Höflichkeit könnte man erraten, daß die Völker all dieser ansehnend so ruhigen Kaffeehausgäste im blutigen Kriege miteinander liegen.

Hier und da erwächst allmählich aus den losen Brocken der hingeworfenen Worte wirkliche Unterhaltung. Man spricht vom Wetter, von der Stadt und dergleichen. Gespräche, wie Fremde sie miteinander auf der Reise führen. Aber schließlich drängt der Gedanke, der bei allen hinter den kleinen Worten steht, zum Ausdruck. Und man erwähnt den Krieg. Vorsichtig und höflich, wie sich das für wohlgezogene Leute auf neutralem Boden schickt. Und endlich findet man ein Kriegsgespräch, an dem jeder teilnehmen kann. Man spricht von den Opfern. Man gedenkt der Toten. Eine merkwürdige Gefühlsgemeinschaft erhebt sich unter uns allen. Und es scheint, als wären wir alle in einem Lager. Und als ständen wir alle gegen einen, gegen den furchtbaren Tod, das Massensterben, das keine Nationalität mehr kennt.

Gehen wir endlich nach Hause, so grüßen wir einander höflich. Aber wir reichen dem anderen niemals die Hand. Es ist einem jeden unmöglich, seine Hand jetzt in die fremde Hand zu legen.

Am nächsten Tage erzählt uns dann wohl die Kellnerin, daß dieser oder jener nicht wiedergekehrt. Auch er ist jetzt unter die Fahnen seines Landes berufen. Dann fällt von irgendeinem Tische ein Wort der Achtung für den Verschwundenen. Und dann schweigen wir wieder. Und senken uns in unsere Heimatsblätter. Und suchen, stumm, fieberhaft stumm, nach Siegen, nach unseren Siegen, über die Völker der Nachbarn, am Tische nebenan . . .



Eine italienische Patrouille der Alpini in den italienischen Grenzalpen. Von E. T. Compton.

Man hatte mit kleinen Einsätzen begonnen. Die Partner tasteten gleichsam erst danach, was Goh für eine „Hand“ haben würde. Allmählich aber vergrößerten sich die Summen, die rechts und links auf dem Tische lagen. Goh hatte die kleinen Einsätze einziehen können. Jetzt glaubten seine Gegner, ihn zu haben. Es galt in Spielerkreisen für ein günstiges Omen für den Bankhalter, wenn die Bank die Probeschläge machte. Nach aller Wahrscheinlichkeitsrechnung mußte sich das Blättchen wenden.

Und nun gar erst bei Fedor Reichenhausen — der Mann schien heute keine „Reserven“ bei sich zu haben. Die ersten Fehlschläge mußten ihn erschüttern. Man hatte vorhin gesehen, wie er seine Scheine zählte; jetzt glaubte man zu bemerken, daß seine Hand, mit der er die Taille abzog, leicht zitterte. Fedor war viel zu sehr Spieler, als daß nicht auch er mit Mißtrauen wartete, daß die Taille, die so glücklich mit ein paar Schlägen, die schwachen Gewinn gebracht hatten, eingesezt hatte, im nächsten Augenblicke umschlagen würde.

Und jetzt würde ihn der geringste Schlag ruinieren, so groß waren bereits die Einsätze seiner Partner, die jetzt siegesicher verdoppelten.

Aber der erwartete Fehlschlag blieb aus. So oft Fedor die entscheidende Karte zog, war es für ihn eine Glückskarte. Es war, als ob das Glück sich dauernd für ihn entschieden hätte.

Er war wieder sicher — seines Sieges sicher. Die Gegner konnten ihm keine Einsätze mehr bieten, die ihn erschüttert hätten. Das bare Geld war bei ihm.

Man bat ihn, unbar setzen zu dürfen. Dadurch hatte er seine Partner bis zu einem gewissen Grade in der Hand. Einsätze, die ihm zu hoch waren, konnte er ablehnen. Er bestimmte jetzt die Höhe. Und auch jetzt gewann er.

Als er aufstand und erklärte: „Ich gebe die Bank ab,“ bezifferte sich der kleine Berg Papiergeld und Gold, der vor ihm gehäuft lag, nach Schätzung der Mitspielenden auf etwa zwanzigtausend Mark.

Man drang in ihn; er möchte den Partnern etwas Geld leihen, sie könnten sonst nicht weiter pointieren. Aber er lehnte rund ab.

„Meine Außenstände sind zu hoch,“ sagte er kurz. „Ich bedauere.“

Er stand auf, händigte dem Klubdiener einen Hundert ein und ging hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen.

„Das sind Manieren,“ sagte Bornhövede.

„Adelige Manieren,“ sekte Herr Schulz hinzu.

Fedor war mit einem Mietsautomobil in die sternklare Nacht hinausgefahren.

Er hatte kaum Zeit gehabt, zu Hause angelangt, zu duschen und den Gesellschaftsanzug mit der Uniform zu vertauschen. Da war schon Brandenburg gekommen, um ihn zu dem Waffengange abzuholen.

Auf dem Vorderste des Landauers lag der Pistolenkasten. Man war an der Kaserne vorbeigefahren. Alles lag noch in Totenruhe. Es war noch vor der Zeit, wo zum Füttern geblasen wurde. Auf den Feldern lag ein feiner Reif.

Man stieg aus. Die Zeugen prüften die Waffen. Es gab noch eine Ueberraschung, eine kurzgeflüsterte Besprechung: Rittmeister Egon von Reichenhausen-Rittmarshausen hat nochmals darum, Müllers möge ihm, da ihm außerordentlich viel daran gelegen sei, den Vortritt lassen. Bernhard Müllers wollte dieser Bitte nicht stattgeben. Er wies darauf hin, daß er Junggeselle sei, daß er von niemand betrauert werde. Der Rittmeister habe eine Frau. Das Ende des Zweikampfes sei nicht abzusehen, das stehe in eines Höheren Hand. Aber Egon drang nur noch eifriger in den jungen Kameraden. Da machte Pleßberg, der einer der Zeugen war, den Vorschlag, die beiden Herren sollten das Los entscheiden lassen. Müllers gab nach, und Fedor, der sich abseits mit Brandenburg und dem Arzt unterhielt, erklärte sich damit einverstanden.

Tatsächlich wollte es der Zufall, daß der Rittmeister die erste Nummer zog. Nun wurden in Eile die vorgeschriebenen Präliminarien erledigt. Zwischen Fedor und seinem Vetter war dreimaliger Kugelwechsel mit gezogenen Läufen auf fünfzehn abgeschrittene Meter Distanz festgesetzt.

Die Herren schritten ab, die Gegner wechselten einen Gändedruck, wobei Fedor das Blut in die Schläfe schoß. Er wollte etwas murmeln, aber der eiserne Blick, mit dem der Vetter über ihn hinweg sah, ließ ihn jedes Wort unterdrücken. Eine halbe Minute nach dem flüchtigen Berühren frachte der erste

Schuß. Fedor schoß, unauffällig für das Auge des Sekundanten, aber absichtlich an der rechten Schulter des Veters vorüber. Er war kein Strafvollstrecker. Er stand nur hier, um einer Form zu genügen.

Der Rittmeister sah ihm scharf ins Auge. Beim zweiten Schuß verlagte die Pistole. Er drückte nochmals ab. Nun schlug der Schuß in Fedors Achselstück. Saarscharf, wie mit dem Messer, trennte das Projektil die silbernen Schnüre vom Waffenrod. Aber das Duell verlief unblutig. Die Zeugen erledigten eifertig die Förmlichkeiten. Vorphauptig schritt der Rittmeister nach dem Waldweg, wo die Krümperwagen warteten.

Er hatte die Wagen noch nicht erreicht, da frachten schnell hintereinander zwei Schüsse. Er hielt den Atem an und zählte. Als kein Schuß wieder fiel, machte er kehrt. Er griff sich nach der Stien und merkte, daß er seine Mütze auf dem Kampfsplatz hatte liegen lassen.

Und immer noch blieb der Schuß aus, auf den er wartete. Nun rannte er förmlich durch das Unterholz. Die Sonne trat gerade aus ihrem Nebelschleier hervor und bligte auf den gelben Birkenblättern, die matt und regungslos, mit feiner, grieselnder Reifschicht glasiert, von den Ästen hingen und ihm das Gesicht streiften.

Ein morscher Baumstamm stellte sich ihm in den Weg, daß er stehen bleiben mußte, und in diesem Augenblick kam ihm in großen Sähen Charlie Brandenburg entgegen.

„Wohin?“ fragte der Rittmeister.

„So ein Pech!“ antwortete Brandenburg. „Sehen Sie selbst!“

Da spähten Egons Augen über die Dichtung. Er spürte das Unheil — er wußte es, noch ehe sein Fuß die Gruppe der Männer erreicht hatte, die sich auf der Waldblöße um einen Gefallenen bemühten, wußte, daß hier das Leben ein Opfer verfallungen hatte, und wußte, daß nicht der Schuldige dieses Opfer war.

Verstört, mit einem glanzlosen Ausdruck in den Augen, kam ihm Fedor entgegen. Er nestelte seine Uniform zu. Seine Bewegungen hatten etwas Tappendes.

Ein starker Ingrimms erfaßte Egon.

„Mörder!“ gellte es in ihm. Der Vetter wich bestürzt zurück.

Pleßberg hielt die Hand des Gefallenen. Der Stabsarzt suchte die Achseln. Bernhard Müllers lag in seinem Blute.

„Das Leben ist grausam,“ sagte der Arzt. „Fassen Sie sich, meine Herren. Menschliche Kunst kommt hier zu spät. Er ist mitten ins Herz getroffen.“

Und so war es.

26.

Weit über Neuburgs Mauern hinaus war man aufs schmerzlichste betroffen von dem Ausgang des Duells. Mit echtem Mitleid trauerte neben dem Regiment die Bürgerschaft. Und wenn auch niemand außer den engsten Kreisen den wahren Sachverhalt erfuhr, der zu dem grausamen Waffengange geführt hatte — so wußten es doch alle, daß wieder einmal, wie so oft im Leben, ein Schuldloser gefallen war.

Ueber die Stoppeln pfiff der Oktoberwind. Unter den Pflugschar quoll der modrige Erdgeruch hervor. Hier und da lohnte schon ein Kartoffelfeuer. Vom Bahnhof kamen mit ihren kleinen Kofferchen und Kisten die Rekruten.

Das Leben ging seinen Gang.

Als Oberleutnant Christian Deef Hochzeit hielt, lasteten die unseligen Ereignisse noch auf den Gemütern aller.

In der Villa des Kommandeurs, im kleinen Kreise, wurde die Vermählung gefeiert.

Aus den Reihen des Regiments waren nur wenige Personen da. Außer dem Toten fehlte der Mann, der fürs Regiment ein Toter war. Deef hatte seine Einberufung zum Generalstab bekommen; mit dem Schwiegervater zugleich sollte er Neuburg verlassen. Und Rittmeister Egon Reichenhausen hatte um seinen Abschied nachgesucht.

Rittmeister v. Wagner, Oberleutnant Lipinsky, Urenburg, Pleßberg, Brittwitz und Leinsdorf waren die wenigen, die das vierte Regiment bei der Hochzeit repräsentierten. Lipinsky führte Irene Dürr, Pleßberg Elisabeth Hartmann. Außer den wenigen Verwandten des Bräutigams waren nur noch die Seeburger Hartmanns da. Susanne von Röchling war zum großen Leidwesen der beiden Eitiche schon vor zwei Wochen, kurz nachdem die Verlobung ihrer Schwester Asta mit dem

Amerikaner Mr. Eyre veröffentlicht worden war, von Seeburg abgereist.

Die Hochzeit verlief still und ohne Musik. Es war, als ob ein Glied aus der Familie fehlte.

„Ich hatte den Menschen lieb gewonnen, gleich das erste Mal, wie ich ihn sah,“ plauderte Lothar von Hartmann. „Da hat uns ein Glender einen Schlag versetzt, der braucht lange Zeit zum Heilen und Bernarben.“

Graf Urenburg nickte.

„Es ist uns allen noch heute unsagbar. Er war wirklich ganz der Unfere, mehr als das —“

„Weiß ich, weiß ich! Wie ungerecht doch die Welt ist... Sie wissen nicht, was aus Gog geworden ist?“

„Ich rede nicht darüber —“

„Kann ich verstehen. Vielleicht ist es noch besser so. Wir wollen seinen Namen nicht mehr nennen. Die Zeitungen haben schon genug bösen Staub aufgewirbelt. — Schade, daß Sie nun auch den Rittmarshausen verloren haben — aber es ging wohl nicht anders.“

Urenburg erwiderte: „Es hat Rittmarshausen schwer betroffen. Aber er wird sich in die veränderte Lage finden. Er hat echt edelmännisch die Kränkung verziehen, die ihm widerfahren ist. Sie wissen wohl, wie ihm der andere mitgespielt hat?“

„Ja und nein. Was der Matsch so herumträgt; was man so hört, ohne daß man danach fragt. Das Regiment hat ja einen Schleier darüber gezogen. Ich habe keine Lust, ihn zu lüften. Ich weiß nur, daß die arme Gilda dem Unwürdigen ihren gesamten Schmuck geopfert hat. Das macht sie der rein menschlichen Teilnahme wert. Und deshalb wohl setzt der Rittmarshausen auch alles andere Leid, was er am eigenen Herzen erfahren hat, hintan.“

„Sie sind in Falkitten. Leben dort ganz in der Stille. Später, so sagt man, will sich der Rittmeister auf sein Gut zurückziehen. Hohenberg —“

„Ich weiß. Ich wünsche ihm, ihm und ihr, daß sie dort den Frieden finden, den sie suchen. Es soll Gilda besser gehen.“

Die Gläser klangen zusammen. Das junge Paar brach zeitig auf. Da nicht getanzt wurde, bildeten sich zwei Lager. Die Herren nahmen Beschlag vom Rauchzimmer.

„Lassen wir den Kopf nicht hängen, meine Herren!“ sprach Oberst Dürr. „Die Zeit wird die Wunden heilen, die dem Regiment geschlagen worden sind. Mein altes Regiment bleibt, was es war. Ich habe Einblick genommen in die Akten, die diesen traurigen Fall behandeln. Ich weiß, wie Sie alle über das Geschehene denken. Einmütig und einstimmig haben Sie Ihr Urteil abgegeben. Jeder einzelne von Ihnen hat sich auf die Seite gestellt, wo er stehen mußte. Der Mann, der jetzt als das Opfer eines blinden Schicksals unter der kühlen Erde schläft, ist ein Stück von Ihnen selbst. Sein Andenken ist für immerwährende Zeiten das Erbteil des Regiments. Den anderen, der der unsrige sein wollte und es doch nicht war, haben Sie landfremd und flüchtig gemacht. Lassen Sie uns das Glas leeren auf eine glückliche Zukunft unseres alten, schönen Regiments.“

In Falkitten kam um die nämliche Stunde Pfarrer Brokmann aus dem Schlosse.

„Dem Herrn sei Dank!“ sagte er zur Gräfin Ursula, die neben dem greisen Seelsorger die Freitreppe niederschritt. „Sie lebt auf, unsere Gilda lebt wieder auf. Alles in ihr formt sich zusammen in dem einen Begriff: „Mein Mann, mein geliebter Egon.“ Das ist ein trefflicher Ausgang nach den harten Prüfungen. Einst wollten Sie verzweifeln, meine teuerste Frau Gräfin — und jetzt? Jetzt kann man sich an der Sonne dieses Hauses wärmen.“

„Diese Wandlung macht auch mich glücklich,“ erwiderte die Gräfin. „Sie wissen, wie sehr ich damals gegen Gildas Heirat protestiert habe. Gilda war viel zu jung. Ich dachte noch gar nicht daran, Gilda in die Gesellschaft einzuführen, als Egon Reichenhausen um sie anhielt. Ich wollte sie noch in der Landeinsamkeit von Falkitten haben. Und meinen Schwiegerohn kannte ich noch nicht. Er war äußerlich der glänzende Dragoneroffizier. Aber —“ sie sprach es schmerzlich — „wir sehen ja, wie der Schein uns Menschen so oft betrügt. Auch war Egon nicht gesund. Und ich wußte, daß in meiner Tochter ein gut Teil Lebenslust schlummerte, daß diese nur nach der günstigen Gelegenheit auspähte, um aus tausend Quellen hervorzu-schießen. Und Gilda verstand mich nicht, wollte mich nicht verstehen. Sie wissen, wie ich unter der Entfremdung gelitten habe.“

Pfarrer Brokmann hielt die Hände der alten Dame in den seinigen.

„Ob ich es weiß! Und wie wehe es mir getan hat, das wissen Sie, meine Teure. Aber nun ist mit Hilfe des Herrn alles gut geworden. Die traurigen Vorgänge der Vergangenheit sollen vergessen sein. Das Weltkind ist bezwungen. Unsere Gilda hat alles überwunden, die Mutter hat ihre Tochter wieder, der liebende Gatte sein geliebtes Weib.“

„Dort gehen sie,“ sagte Gräfin Ursula.

„Leben Sie wohl, teuerste Gräfin, wir wollen die Herzen, die sich gefunden haben, nicht stören.“

Im Park schritten langsam der Rittmeister und sein Weib. Er im Lodenanzug mit hohen Stiefeln, sie im langen dunkelblauen Tuchmantel und einem aus dunkelblauen Samtbändern geflochtenen Hut. Seine Haut hatte noch einen Stich ins Gelbliche, aber in seinen dunklen, glänzenden Augen war ein dankbares Aufleuchten, wie er jetzt Gildas Hand ergriff. Sie war noch von großer Blässe, aber auch ihre Augen, die großen, blauen Augen, waren von einem hellen Leuchten. Täglich entdeckte sie neue Züge, die ihren Egon zu einem außergewöhnlichen Menschen machten. Die unvergleichlich vornehme Art, mit der er in diesen für sie so schmerzlichen, aber für die Zukunft und Ruhe so notwendigen Erörterungen ihr begegnet war, die menschliche, edle Auffassung, die er dabei an den Tag legte, hatten sie einen tiefen Blick tun lassen in seine durchaus vornehme Seele. Er hatte sie überwunden und — erobert.

Von der norddeutschen Küste aber fuhr zur selben Zeit ein glänzender Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie über den Ozean. Und an der Reeling stand im Reisemantel Fedor Gog von Reichenhausen-Fannenberg, und er sah, wie die Küste des Vaterlandes allmählich seinen Blicken entwand, bis sich am Horizont Himmel und Wellen berührten und der letzte Streifen des Landes hinter einem dunstigen blauen Schleier versunken war. Da wandte er sich kurz ab.

Die Luft ging rauh, die Wogen waren sturmgepeitscht. Wild und zornig umrauschten sie den gewaltigen Schiffsrumpf. Vor der Kajüte empfing ihn der Steward. Es war ein junger, hübscher Mensch.

„Ich muß Sie doch schon irgendwo mal gesehen haben,“ sagte Fedor.

„Herr Oberleutnant haben recht,“ gab der junge Mann zur Antwort. „Ich war Unteroffizier im vierten schlesischen Dragonerregiment Nr. 7. Mein Name ist Fritz Uhde.“

„Uhde...?“

„Ja, Herr Oberleutnant. Ich stand einst vor Gericht und wurde bestraft, weil ich von meinem Wachtmeister Knorre ver-raten wurde. Zu Unrecht bestraft —“

Jetzt dämmerte Gog die Erinnerung. Wichtig, das war ja der Unteroffizier, dessen Richter er eines Tages in Neuburg gewesen war. Und er erinnerte sich auch, daß der Mann ziemlich hart weggekommen war. —

„Die Geschichte hat mir den Hals gebrochen,“ fuhr der ehemalige Unteroffizier fort. „Nun bin ich froh, daß ich hier untergekommen bin. Aber ich habe Herrn Oberleutnant gleich erkannt, als Herr Oberleutnant in Cuxhaven aufs Schiff kamen.“

„Ja — zum Donnerwetter! Das war ja eine Gemeinheit mit Ihnen! Warum haben Sie denn damals den Mund nicht aufgemacht? Warum haben Sie denn damals nicht sofort Verurufung eingelegt?“

„Das konnte ich doch nicht. Ich liebte doch die Frau. Und sie liebte mich doch auch! Sie hat sich, während ich meine Strafe abbüßte, das Leben genommen.“

„Ein Tor waren Sie!“ sagte Fedor. „Ein richtiger Tor!“

„Man hat doch auch seine Ehre, Herr Oberleutnant.“

Fedor zog eine Grimasse.

„Meinen Sie? — Na, wie Sie denken. Ich rate Ihnen, vergessen Sie den ganzen Schwamm! Ich habe auch diesem ver-wünschten Neuburg für ewige Zeiten Adieu gesagt. Und Oberleutnant nennen Sie mich, bitte, nicht. Ich bin Baron von Reichenhausen, der auf der Fahrt nach den Vereinigten Staaten begriffen ist — verstehen Sie mich?“

„Zu Befehl, Herr Baron!“ sagte der Steward. Er verstand aber seinen ehemaligen Oberleutnant nicht.

Abends, wenn das Schiff die weite Meeresstraße durch-wanderte, lehnte er an der Reeling und starrte in das Dunkel hinaus, und wenn er an die kleine Garnison im schlesischen Lande dachte, schimmerten in seinen Augen die zurückgedräng-ten Tränen.

Sommerleiden. Von Dr. med. Prochnow.

Die drei unangenehmsten und störendsten Folgen des Sommers, die zunehmen, wenn er dem Herbst entgegenstrebt, möchte ich in einem Aleeblatt zusammenfassen, dessen Namen lautet:

1. die entstehenden Folgen des Sonnenbrandes,
2. das quälende Durstgefühl,
3. das Wundlaufen.

Das erstere ist insbesondere ein Feind der weichen und zumeist sehr dünnen Haut der Damen. Und doch haben unsere verehrten Frauen und Mädchen es in der Hand, sich davon zu befreien. Dazu haben sie folgende Regeln zu beachten:

Wird eine Tour in staubiger, heißer Luft ausgeführt, so soll das Gesicht nicht am Morgen in üblicher Weise mit kaltem, erfrischenden Wasser gesäubert werden. — Am Abend zuvor ist die gründliche Reinigung, auch von Hals und Armen, vorzunehmen und nach dem Aufstehen lediglich ein sanftes Frottieren mit einem Fensterleder, das nicht allzu groß zu sein braucht, auszuführen. — Das Einsetzen mit selbst den reinsten und besten Fetten unterlasse man aber. Nur bei Gletschertouren empfiehlt sich das Einreiben mit Hammel- oder Hirschtalg, auch dasjenige des Gesichts. Auf dem flachen Lande nehme man diese Einsetzung erst nach dem Gange, wenn man wieder daheim angekommen ist und nach dem gründlichen Säubern mit weichem Wasser, dem ein Löffel Borax und ein Löffel reine Zitronensäure zugelegt ist, vor. Lanolin ist gut. Noch besser aber ungesalzene Butter, dicker, süßer Rahm, der auch für aufgesprungene Lippen ein vorzügliches Mittel hergibt und ungesalzenes Gänsefischmalz, das sich gut aufbewahren läßt. Ist die Gesichtshaut so empfindlich, daß selbst ohne morgendliches Waschen ein schmerzhaftes Gefühl der Hautspannung nach langem Wandern in der Sonne empfunden wird, so hat eine gründliche Abreibung der ganzen Haut mit geschlagenem Eigelb stattzufinden. Dies heilt und kühlt zugleich und führt eine sanfte Ausdehnung auf den alten Punkt herbei.

Dies wären die kleinen Mittel, um die Folgen des Sonnenbrandes abzuschwächen. Damit wollen wir uns heute aber nicht begnügen. Wir wollen danach trachten, während des Herbstes und Winters der Gesichtshaut eine natürliche Festigkeit zu verschaffen, die sie weniger empfindlich gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen macht.

Wie ist dies zu erzielen?

Zuerst ist eine Abhärtung der Gesichtshaut anzustreben.

Obgleich der Waschung mit kaltem Wasser das Wort gesprochen

werden soll, gehört dazu doch ein Vorwaschen mit ziemlich heißem Wasser und erst danach ein kräftiges Nachspülen mit kälterem und zuletzt eiskaltem Wasser, so daß eine systematische Abhärtung und Stählung der Haut herbeigeführt wird.

Ist bereits alter Sonnenbrand, der sich in gelblichen Rundungen über der Oberlippe und den Augenbrauen hinzuschmiegen pflegt, vorhanden, so lege man mindestens 4 Wochen, nachdem das Gesicht mit saurer Milch gewaschen ist, ganz feingehacktes Kalbfleisch auf jene davon betroffenen Teile. Leichte, aus Gummistreifen zurechtgenähte Binden halten daselbst fest. Auch ist ein Besprengen der Sonnenbrandstellen — mehrmals am Tage — mit reiner Zitronensäure angebracht.

Nun wollen wir das zweite Leiden: „das quälende Durstgefühl“ so gut es angeht, erträglich zu machen versuchen.

Zumeist kann es die Hausfrau durch vernünftiges Kochen schon einschränken, vorausgesetzt natürlich, daß es sich nicht um eine durch Diabetis entstandene Qual handelt.

Verehrte Hausfrau, vermeiden Sie streng zur heißen Jahreszeit die Gewürze. Paprika komme nicht in Ihre Hand. Salz und Pfeffer sehr wenig. Gewürze sparen Sie zum Winter auf. Dagegen bevorzugen Sie eine leichte, auf den Euhlgang günstig einwirkende Diät, wobei Sie gütigst berücksichtigen wollen, daß viel Mehlspeisen, Süßigkeiten, Heidelbeeren, Oriespuddings und Hafergrützkuchen eine Darmträgheit hervorrufen, die wiederum ein Durstgefühl am leichtesten Ende herbeiführt.

Schränken Sie auch den Genuß von Tee und Kaffee so viel wie möglich ein. Sogar kalten Tee möchte ich verbannt sehen. Buttermilch, eine gute leichte Frucht- — Wasserlimonade — wirken Besseres. Vor allem aber, nehmen Sie sich zusammen, damit Sie nicht zuviel auf einmal trinken. Ein Schluck, oft sogar schon ein kräftiges Ausspülen des Mundes genügt bereits zur Durststillung. Vermeiden Sie auch bei Ihren und den Getränken Ihrer Familie einen Zusatz von Zucker, wenigstens tunlichst. Süßer Kaffee ist überhaupt entbehrlich. Aber auch der Zuckerreichtum auf der sauren Milch, das allzu gütige Spendieren bei frischen Kompotts unterbleiben besser.

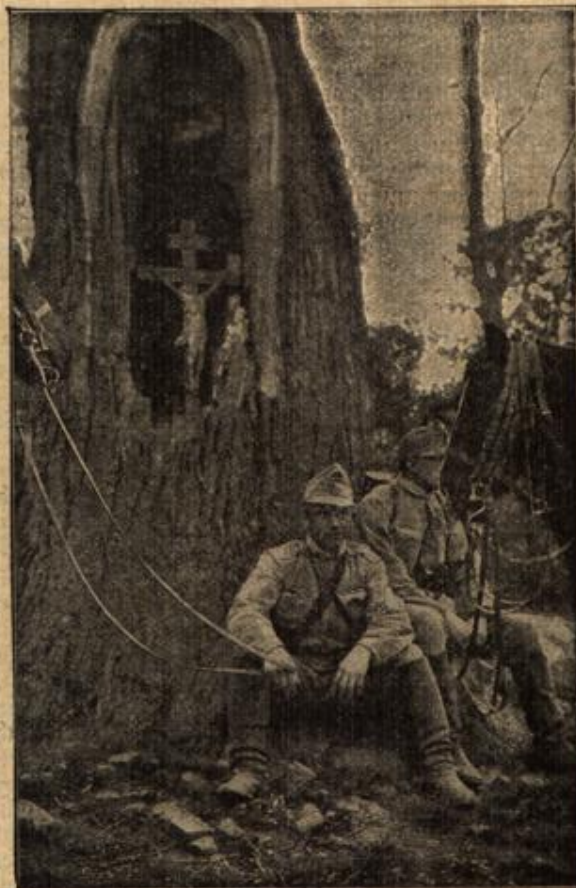
Nachdem hierdurch auch der Durst erträglich gemacht ist, wenden wir uns dem Wundlaufen zu.

Größte Sauberkeit und mehrmaliges Abwaschen der davon betroffenen Teile am Tage ist Bedingung zum Verschwinden.

Wenn all dies beachtet wird, müssen die Sommerleiden in Sommerfremden aufgehen!



Vom französischen Bombenfrevel in Karlsruhe. Die Großherzogin-Witwe Luise von Baden und die Königin von Schweden besuchten die Hinterbliebenen der Opfer, die bei dem frevelhaften Bombenattentat französischer Flieger gegen die unbefestigte badische Residenzstadt getötet wurden. Die Königin von Schweden, die Tochter der Großherzogin-Witwe, die zur Zeit des Bombenattentats im Karlsruher Schloß zu Besuch weilte, schwebte ebenso wie die Kinder des Prinzen Max von Baden in Lebensgefahr, da mehrere Bomben auf das Schloß und die Gemächer der Fürstlichkeiten niederfielen. Photogr. Hoffmann.



Aufnahme aus Galizien: Am Kreuzfig. Altophot, Wien.